



Glaubenssachen

Ostersonntag, 9. April 2023, 08.40 Uhr

„Steh auf, steh doch auf!“

Warum der Glaube an die Auferstehung schwer fällt

Von Christoph Störmer

Redaktion: Florian Breitmeier
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2395
www.ndr.de/ndrkultur

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Was, wenn selbst die Kirchen und ihre Geistlichen nicht mehr an die Auferstehung glauben? Neu wäre das nicht. Von Anfang an gab es Zweifel. In einem leidenschaftlichen Brief an seine Gemeinde in der griechischen Hafenstadt Korinth bietet der Apostel Paulus viele Zeugen der Auferstehung auf, um zu resümieren:

„Ist Christus nicht auferstanden, so ist unsere Predigt vergeblich, so ist auch euer Glaube vergeblich. Wir würden dann auch als falsche Zeugen Gottes dastehen ... Wenn die Toten nicht auferstehen, so ist auch Christus nicht auferstanden. Ist aber Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube nichtig. ... Hoffen wir allein in diesem Leben auf Christus, so sind wir die elendsten unter allen Menschen.“ (1. Kor. 15)

Das ist krass und „klare Kante“, aber wenig empathisch denen gegenüber, die sich schwer tun mit dem Glauben.

Machen wir einen Ortswechsel und Sprung ins 18. Jahrhundert, in die Zeit Friedrich des Großen. Der „Alte Fritz“, ein aufgeklärter Herrscher, der Folter und Zensur abschaffte, war auch oberster kirchlicher Dienstherr. Ein Pfarrer hatte Zweifel an der allgemeinen Auferstehung geäußert und sollte deshalb aus dem Dienst entlassen werden. Das Aktenstück wurde dem König zur Bestätigung vorgelegt. Er aber machte dazu die bündige Randbemerkung:

„Ist Seyne Sache. Wenn er nicht auferstehen will, so soll er doch Meynetwegen am Jüngesten Tage liegenbleiben.“

Doch ist Liegenbleiben eine ernsthafte Option? Oder sollten wir die Frage besser einfach fallen zu lassen, weil sie sich nicht schlüssig beantworten lässt? Beides wäre bequem und faul – auch denkfaul – und am Ende eindimensional und ja, irgendwie auch langweilig.

Ich schlage deshalb vor, Aufsteh-Versuche zu machen. Und zu gehen. Dabei wird der Kopf frei, man kann sich lösen aus starren Denk-Mustern und neue Wege einschlagen. Im Stehen und Gehen, im inneren oder äußeren Dialog, im Wechsel von Aufeinander hören und nach Innen lauschen – da passiert etwas.

Man denke an den Osterspaziergang bei Goethe. Sein „Faust“, eben noch von Suizid-Gedanken gequält, lässt sich vom Geläute der Kirchenglocken ins Freie locken.

Vom Eise befreit sind Strom und Bäche / Durch des Frühlings holden, belebenden Blick; / Im Tale grünet Hoffnungsglück; / ... Jeder sonnt sich heute so gern. / Sie feiern die Auferstehung des Herrn, / Denn sie sind selber auferstanden, / Aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern / ... / Aus dem Druck von Giebeln und Dächern, / Aus der Straßen quetschender Enge, / Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht / Sind sie alle ans Licht gebracht.

Wir lernen daraus: Innere Erstarrung und Vereisung lösen sich, wo man sich aus der eigenen Blase oder, wie Luther sagte, aus dem In-sich-selbst-Verkrümmtsein, herauswagt und in Resonanz geht mit dem, was um einen geschieht.

Auch in den Berichten der vier Evangelisten hören wir vom Aufstehen und Aufbrechen, vom Gehen und Laufen und sogar atemlosen Rennen. Bei diesen Bewegungen passiert etwas. Im Nu, im Blitz eines Erkennens, im Augen-Blick einer Begegnung, im Sound einer Stimme werden die ersten Osterzeugen ergriffen von etwas Unbegreiflichem, angefasst von etwas Unfassbaren. Es entzieht sich dem Zugriff und Festhalten. Doch behauptet wird: Er war es, er war da, der Gekreuzigte. Befreit von den Fesseln des Todes. Brannte nicht unser Herz? fragen sich im Nachhinein die vielleicht bekanntesten beiden Wanderer von Jerusalem nach Emmaus.

Ostergeschichten haben eine dunkle Seite, sie kommen aus der Erfahrung des Scheiterns und Zusammenbruchs, sie haben etwas Bestürzendes, Unheimliches. Der früheste Evangelist Markus schildert das ungeschminkt. Sein Evangelium endet so verstörend, dass man es später verändert hat. Drei Frauen fliehen von dem leeren Grabe. „Denn Zittern und Entsetzen hatten sie ergriffen. Und sie sagten niemand etwas; denn sie fürchteten sich.“ (Mk 16,8)

Will man sich solcher Erfahrung aussetzen? Freiwillig eher nicht. Intuitiv sind wir geneigt, um Tod und Sterben, um Mitweltzerstörung und Flüchtlingselend einen Bogen zu machen. Wir lassen uns ungern stören. Lange konnte man die Welt mit ihren Krisen und Kriegen vom Sofa aus abschalten und umschalten auf ein anderes Programm. Das geht nicht mehr, wenn Tod und Zerstörung ins eigene Leben einbrechen, und sei es durch eine Flut, die die eigenen vier Wände wegriß wie im Ahrtal. Der dramatische Klimawandel bringt alles ins Rutschen. Unser Raubbau an der Mitschöpfung zwingt Menschen zu Flucht und Migration.

Als ich auf einer Radwanderung entlang der ehemaligen deutsch-deutschen Grenze das erste Mal am Rand einer Grube des Braunkohletagebaus stand, währte ich mich in einer unbelebten Mondlandschaft und erschrak. Unsere Weise des Wirtschaftens tötet, dieser Satz von Papst Franziskus vom Anfang seines Pontifikats fiel mir ein. Die Gräben, die das aufreißt im Streit um einen Weg heraus aus der Selbstzerstörung, werden tiefer.

Damit kommt unser Thema wieder in den Blick: Liegenbleiben ist keine Option mehr. Aufstehen, nicht erst am Jüngsten Tage, ist das Gebot der Stunde. Es gibt existentielle Krisen, denen man sich nicht entziehen kann. Die eine solche Wucht entfalten, dass alle Gewissheiten zerplatzen. Das gilt für Einzelschicksale wie für das unserer Zivilisation.

Heinrich Böll schrieb 1950 unter dem Titel „Steh auf, steh doch auf!“ eine Oster-Kurzgeschichte. Die Kriegsspuren in Bölls Heimatstadt Köln bilden den sichtbaren und atmosphärisch spürbaren Hintergrund. Der Text beginnt mit der Beschreibung eines erst wenige Wochen alten Grabes, an dem der Ich-Erzähler steht, im Regen.

„Ihr Name auf dem roh zusammengehauenen Kreuz war nicht mehr zu lesen; der Pappdeckel des Sarges war schon eingebrochen, und wo vor wenigen Wochen noch ein Hügel gewesen war, war nun eine Mulde, in der die schmutzigen, verfaulten Blumen, verwaschene Schleifen, mit Tannennadeln und kahlen Ästen vermengt, einen grauenhaften Klumpen bildeten. ...

„Steh auf“, sagte ich leise, „steh doch auf“, und meine Tränen mischten sich mit dem Regen. ... Dann schloss ich die Augen; ich fürchtete, mein Wunsch könne erfüllt werden. Hinter meinen geschlossenen Lidern sah ich deutlich den eingeknickten Pappdeckel, der nun auf ihrer Brust liegen musste, eingedrückt von den nassen Erdmassen, die an ihm vorbei kalt und gierig sich in den Sarg drängten.

Ich bückte mich nieder, um den schmutzigen Grabschmuck von der klebrigen Erde aufzuheben, da spürte ich plötzlich, wie hinter mir ein Schatten aus der Erde brach, jäh und heftig, so wie aus einem zugedeckten Feuer manchmal die Flamme hochschlägt.

Ich bekreuzigte mich hastig, warf die Blumen hin und eilte dem Ausgang zu. ... Als ich den Hauptweg erreicht hatte, hörte ich den Klang jener Glocke, die die Besucher aus dem Friedhof zurückruft. Aber von nirgendwoher hörte ich Schritte, nirgendwo auch sah ich jemanden, nur spürte ich hinter mir jenen gestaltlosen, doch wirklichen Schatten, der mich verfolgte...

Ich beschleunigte meinen Schritt, warf die rostig klirrende Pforte hinter mir zu, überquerte das Rondell, auf dem ein gestürzter Straßenbahnwagen seinen aufgequollenen Bauch dem Regen hinhielt.“

Auch außerhalb des Friedhofs bleibt das Gefühl der Angst, die ihn "von hinten anwehte". Angetrieben von diesem merkwürdigen Gefühl der Bedrohung, eilt er durch die zerstörte, schmutzige Vorstadtgegend den Ruinen der Stadt entgegen.

Aus Angst wird "Entsetzen", das sich in ihm festfrisst, und der Schatten, der ihn anfänglich verfolgte, wird hinter ihm zur Nacht, die er hinter sich her schleift. Eine unglaubliche Last zerrt an ihm, „unsichtbare Seile“ drohen ihn in einen Abgrund zu reißen.

Als er den Halt zu verlieren glaubt, kommt der entscheidende Wendepunkt: Statt dem Zug in den Abgrund nachzugeben, ein letztes Aufbäumen des Lebenswillens. Das Unerwartete geschieht: Er fällt vornüber aufs Gesicht, da die Bindung hinter ihm zerrissen ist. Statt Dunkel, Druck und Last nun "eine unsagbar köstliche Freiheit hinter mir", statt Trübsal und Verzweiflung "eine helle Ebene, auf der nun sie stand, sie, die dort hinten in dem kümmerlichen Grab... gelegen hatte", und mit den gleichen Worten, die er unter Tränen zu ihr als der toten Geliebten gesagt hat, fordert sie ihn nun lächelnd auf:

„Steh auf, steh doch auf. Aber ich war schon aufgestanden und ihr entgegengegangen.“

So endet Bölls Kurzgeschichte.

Was ist passiert? Eine mögliche Deutung: Der leidenschaftliche Wunsch, dass die Verstorbene aufstehen möge aus ihrem Grab, und die Angst, selber in einen Abgrund

gerissen zu werden, mobilisieren eine immense Kraftanstrengung, aus der Todeszone zu entkommen, und sie führen schließlich zu einem doppelten Aufstehen, Auferstehen: Die tote Geliebte erscheint und zieht ihn mit ihren Worten ins Leben. Und auch die Ich-Person ist auferstanden. Die Stricke des Todes, sie sind zerrissen.

Noch ein Ortswechsel. Es war 1979, während einer klinischen Seelsorgeausbildung in Brooklyn, New York. Wir waren eine Gruppe aus verschiedenen Ländern und Konfessionen. Eines Tages erzählte uns Virginia von ihrem Schlüsselerlebnis. Sie brach auf und aus, und begann mit 40 noch den Pastorenberuf zu erlernen. Drei Jesus-Worte hätten sie getroffen wie ein Blitz: „Lazarus, komm heraus!“ Schlagartig sei ihr klar geworden: „Ich bin es, die da im Grab liegt und schon stinkt.“ So beschrieb Virginia sich. Sie fühlte sich wie lebendig begraben. Und da trat er heran, ließ den Stein vom Grab entfernen und rief mit lauter Stimme – so im 11. Kapitel des Johannesevangeliums:

„Lazarus, komm heraus! Und der Verstorbene kam heraus, gebunden mit Grabtüchern an Füßen und Händen und sein Angesicht verhüllt mit einem Schweiß Tuch. Jesus spricht zu ihnen: Löset die Binden und lasset ihn gehen.“

Diese Bibelszene wurde zu Virginias persönlicher Auferstehungs-geschichte. Sie fühlte sich gebunden an Händen und Füßen, gefesselt von den Stricken der Tradition, gefangen in ihrer Rolle. Wie erlösend war für sie, dass jemand kam, sie sah und ihr zutraute, selber auf die Füße zu kommen! Entscheidend war, dass sie diese Stimme hörte und ihr traute. Sie musste das Wagnis eingehen, vermeintliche Sicherheiten hinter sich lassen. Und wichtig für Virginia und uns als Gruppe war: Der „Erlöser“ holt uns aus der Zuschauerrolle und nimmt uns in die Pflicht: Löst ihr die Binden und lasst sie gehen!

Ich will einen weiteren Schritt tun, um das Auferstehungsthema zu erweitern. Zu Ostern gehört ein größeres Bild. Jesus lebt in der jüdischen Tradition. Er ahnt wohl sein Ende und will deshalb mit den Freunden noch einmal das Passa-Mahl feiern, in Erinnerung an die Auszugsgeschichte aus der Sklaverei. Er verbindet sein Schicksal mit dem des Volkes Israel.

Was das 2. Buch Moses erzählt, klingt aktuell: Ein Volk will sich lösen aus dem Einflussbereich einer unterdrückerischen Großmacht. Let my people go! Nach langen Verhandlungen wird das zugesagt. Endlich frei! Doch plötzlich rollt die ganze Streitmacht des Herrschers heran, will die Freigelassenen niedermachen. Da tut sich ein Weg auf, durchs Schilfmeer. Das Kriegsgerät der nachrückenden Truppen sitzt plötzlich im Schlick fest und wird von der anrollenden Flut verschlungen. Gerettet! Mirjam, die Schwester von Moses und Aaron, greift zur Pauke, tanzt und stimmt an das, was die biblische Exegese als das älteste Credo identifiziert hat:

„Singt dem HERRN ein Danklied, denn er hat seine Macht erwiesen. Ross und Reiter warf er ins Meer.“ (Exodus 15, 20)

Ein militantes, sich jeder Unterwerfung widersetzendes Bekenntnis, das auch Eingang gefunden hat in das erste und wichtigste der zehn Gebote:

„Ich, dein Gott, habe dich befreit aus Ägyptenland. Unterwirf dich nicht fremden Göttern.“

Dass da ein Gott sei, der Fesseln löse und befreie, und sowohl aus Unterwerfung und Knechtschaft wie aus lähmender Angst und der Todeszone herausführe, verbindet das Pessach- mit dem Osterfest. Beide bedürfen der menschlichen Mitwirkung, um zu „passieren“. Die Etymologie des Hebräischen Wortes Pessach oder Passah ist schwierig. „Vorüberziehen, verschonen“ – der Kontext deutet darauf hin, dass ein archaischer Todes-Engel an den mit dem Blut von Lämmern bestrichenen Türpfosten der Hebräer vorüberzieht und sie verschont.

Auffallend ist, dass der Klang des Wortes sich wiederfindet in unserem Wortfeld rund um das Lateinische „Passus“, was sich mit Schritt übersetzen lässt. Wer einen Pass hat, darf „passieren“, wer einen Gebirgszug überwinden will, muss den Pass finden und überschreiten. Wer getauft wird, passiert symbolisch die Zone zwischen Tod und Leben. In jedem dieser sehr verschiedenen Kontexte geht es um eine Passage, die Aufmerksamkeit und Mitwirkung erfordert. Und an der man scheitern kann.

Die Passage von Knechtschaft zu Freiheit, vom Tod zum Leben jährlich zu inszenieren, kann zu Folklore und Brauchtum degenerieren. Doch sie birgt ein Potential, eine Kraftressource, die man heute „Resilienz“ nennt. Zur Zeit Jesu verstärkten die römischen Truppen während des Passah-Festes regelmäßig ihre Präsenz – zu Recht fürchtete man, dass die Erinnerung an den Exodus, den Auszug aus der Sklaverei, Aufstände gegen die Besatzungsmacht provozieren könnte.

Ostern hat das gleiche Beunruhigungspotential. Plötzlich ist auch der Tod nicht mehr sicher und ausgemacht. Menschen lassen sich nicht mehr einschüchtern durch Todesdrohung oder Hinrichtungen. Quer durch die Geschichte gibt es diese Spur der Aufständigkeit und Aufsteh-Bereitschaft.

„Christen sind Protestleute gegen den Tod“, formulierte der württembergische Pfarrer Christoph Blumhardt vor über 100 Jahren. Protest – das klingt nach Straße und lautstarken Kundgebungen. Man könnte an Ostermärsche denken. Gegen den Atomtod bzw. die atomare Bewaffnung aufstehen – das fand vor 65 Jahren erstmals in England statt. Seit 1960 wird auch in Deutschland alljährlich für Frieden und Abrüstung demonstriert. Doch trifft es den Kern der Osterbotschaft, gegen Waffen und für sofortigen Frieden aufzustehen?

Ein Osterglaube, in der Spur und Tradition des Passah-Festes, dürfte wohl nicht zurückschrecken vor Pharao, wie bei Moses. Er müsste dem Täter und Vollstrecker direkt die Stirn bieten, wie Jesus es tat vor Pilatus. Was wäre, wenn Kirchen und Christen-menschen aller Konfessionen zu einer Oster-Pilgerreise, zu einem Marsch nach Moskau mobilisierten, um auf dem Roten Platz, vorm Kreml, am orthodoxen Osterfest einen weltweiten Ökumenischen Gottesdienst zu feiern? Das wäre am

kommenden Sonntag, dem 16. April. Ostern ist das größte christliche Fest, auch die orthodoxen Kirchen inszenieren es als Tauferinnerung. An der nimmt auch Präsident Putin teil.

Als besondere Christus-Ikone könnte ein schlichter Holzschnitt von Otto Pankok aus dem Jahr 1950 dienen. Pankok, von den Nazis als „entarteter“ Künstler verboten, von Israel später in Yad Vashem in der „Allee der Gerechten“ geehrt, weil er ein jüdisches Paar vor dem Holocaust rettete, schuf ein auf den ersten Blick heroisches Bild. Man sieht eine kraftvolle Gestalt, in einem Heiligenschein, die mit beiden Armen überm Knie ein Gewehr zerbricht. Doch der Kopf ist zur Seite geneigt, die Augen geschlossen. Man erkennt die Züge des Gekreuzigten. Der Mann ist barfuß.

Der Leidende und der Siegreiche, beide gehören zusammen. Ein Skandal: Ein Toter soll den Tod besiegt haben? Gewaltlos? Und die Botschaft verkörpern, dass am Ende der Täter nicht über sein Opfer triumphiert?

Der 90-jährige George Steiner, ein Philosoph und „europäischer Jude“ wie er sich selbst bezeichnete, sagte 2016 kurz vor seinem Tod:

„Viele Menschen müssen morgens viel Mut aufbringen, um aufzustehen. Was mich betrifft - ... - so zögere ich manchmal, das Radio einzuschalten, um die Nachrichten zu hören, weil sie oft physisch, moralisch, geistig unerträglich sind. ... Aber man muss weitermachen; wir sind Gäste des Lebens, um weiterhin zu kämpfen, um die Dinge ein ganz klein wenig zu verbessern.“

Den Titel seiner Veröffentlichung, „Ein langer Samstag“, erläutert er dann so:

„Ich habe das Schema Karfreitag – Ostersonntag – Ostersonntag aus dem Neuen Testament übernommen. Das heißt: Am Freitag der Tod Christi, Nacht sinkt auf die Erde herab, ...; dann folgt die Ungewissheit, ... die Ungewissheit des Samstags, an dem nichts geschieht, sich nichts bewegt; und schließlich dann die Auferstehung am Sonntag. Dieses Schema ist von grenzenloser Suggestionskraft. Wir erleben die Katastrophe, ... und dann warten wir, und für viele endet dieser Samstag nie. Der Messias kommt nicht, und der Samstag dauert an. ... Dieser Samstag des Unbekannten, der Erwartung ohne Garantien, ist der Samstag unserer Geschichte. Dieser Samstag enthält zugleich eine Mechanik der Verzweiflung – Christus, auf entsetzliche Weise getötet und begraben – und der Hoffnung.“

Kirchen könnten Übungsräume sein, um am „langen Samstag“ nicht in Angststarre zu fallen. In ihnen lassen sich Brücken finden zwischen Karfreitag und Ostern. Christen könnten Boten sein, die Kassiber in Umlauf bringen, die Grenzen zwischen Tod und Leben, Sichtbarem und Unsichtbarem öffnen. Sie wüssten um Auferstehungen. Weshalb sie gute Begleiter wären auf den Passagen zwischen hier und dort, zwischen dieser und jener Welt. Je stürmischer und dunkler die Zeiten, desto mehr braucht es Fährleute – Über-Setzer zwischen dem diesseitigen und dem jenseitigen Ufer.

Zum Autor:

Christoph Störmer, Theologe und Diplom-Pädagoge; von 2002 bis 2015 Hauptpastor an Hamburgs ältester Hauptkirche St. Petri

Literaturhinweis:

Christoph Störmer:

Aus dem Berg der Verzweiflung einen Stein der Hoffnung schlagen: Von Heimsuchungen und Zeitenwenden, Lutherische Verlagsgesellschaft 2023